

Offener Schreibebrief von Lizzie Hanffengel.



No. 330. Ich kann Ihnen sagen, es ist doch nicht so leicht, ein Bismarck aufzufüttern wie sich bezahlt, du bist, um wo, wie mer auf deutsch sage du bist, ebens drin ist. Ich bin in die ganze Taun erum gefegt, um den auch alles mögliche Praxerichte gesehen, aber es hat mich nichts gefügt. Ich bin da ein Seidens- Stand gesehen, aber du bist ich doch nicht gegläde mei gutes Geld zu in- wesse. Der beste Kostierer war der Wahs selbst, um wenn der emol an etauin von Nidetin-Peufening das Schmöke aufgewirte duht, dann kam er sein Schapp zu mache. Dann bin ich in ein Grobserie Stroh gesehen. Der war als ein Wahrgen zu hen, aber wie ich e wenig inwohngelitet hen, do hen ich ausgefunne, daß, etzept e vier Badde Mätzchen un drei oder vier Badde Sahrdins un Bistittis gar nichts da war un daß alles leer war. Solche Gaspierenzes hen ich noch e ganze Latte gehabt un ich hen schon an en Saluhn gedent, aber den Gedante hen ich schnell widder aufgewo- we, bitahs Se wisse ja, wie ich immer die Saluhns denke. Es ist nit daß ich mehbie Temperenz wär, nosfer, ich gleiche selbst ganz gut wann un dann en Drink zu neme un ich lasse auch jeden annere Mensch in die Lein duhn was er will, ich will bios wege den Philipp, was mein Hoshand is, nids von en Saluhn wisse, bitahs, dann hätt der nur en Gdsjuhs, Tag un Nacht brin zu hode.

Well, wie mer sellen das Dinner gehabt hen, do hot der Karlie, was unsern verheiratet Wub is, gefagt: „Ma, ich den en Gidie. Wie wär es denn, wenn mir en Musfing Bidscher Schoh harie behte? Do is e ganze Latte Geld drin un ich hen e Tschöns, ein billig zu triege.“ Well, die Gidie hen ich auch nit esträ geglische, bitahs ich hen kein Fuhs for das Schobhühne, aber ich hen schon so viel von de Musfing Bidschers geschit un weiß, daß jeder Mensch trehs is, hin zu gehn; ich weiß auch, daß nur eins von die Schöhs in Taun is un daß es genug Biebels hier hat for zwei Schöhs zu luppobrie. Ich hen den Karlie geprammt; mit ihn hin zu gehn un emal e wenig zu inwessi- greh. Die Kids hen sich angefelt wie trehsig un hen auch mitgeh wollt e do hen ich denn auch gefagt, abrecht Ihr könnt mitkomme un do hätte Se emol die Freud sehn solle.

Mer sin denn auch am Nachmittag hingange. Es is das erste mal, das ich in so en Schob gewese sin un ich muß sage, ich hen es ganz gut ge- gleiche. Mer hen artig schöne Bidschers gesehn un wann mer denkt, daß ich for die ganze Hammillie nur fußig Cent bezahlt hen, da hen ich zu mich sage müsse, daß mer for das Geld nit mehr edspedte kann.

Wie mer etaus sin gange, hen mer an die Badschiffis das gutdudige Mäd- che gefragt, wo der Wahs wär un da hat se uns zu en artig autgudige Schentelmann riefert, wo e Stopp- reip un er schwarze Kost gewohre hat. Mit hen hen mer Bismarck ge- tablt. Er hat gefagt: „Middem, ich lasse Ihnen die ganze Schühlingmätsch for fünf Hunnert Dahler. Es is e Schöhm, daß ich so billig ausverkaufe duhn, aber ich will aus die Stadt fort, bitahs ich kann das Kleinet nit stende. Off Kohrs müsse Se Rent be- zahle, aber das is von gar keine Bedeutung un zwische Ihnen un mich will ich Ihnen sage daß mich die Rent nit mehr wie stiwwe Dahler den Mon- nat losse thut; also es is putinie al- les, was eingenomme werd, Praffit un was das Schönste is, es is alles Käsch-Bismarck.“ Well, der Mann hat so schön gesproche, daß ich gefagt hen: „Hier sin zehn Dahler for den Bar- gain zu beinde.“ Tänts, hat der Proprietier gefagt un ich hen ihn noch geprammt, daß ich am nächste Mor- gen die Ballenz von den Geld bringe beht.

Mitaus den Philipp e Wort von zu sage, hen ich am nächste Morgen das Geld hingetrag, so daß ich gar kein Riht gehabt hen. O ei tell juh, ich sin genug von e Bismarcknummen for einiges Bismarck zu ronne un auch mit Suchef. Dann hen ich den Karlie gefagt, er sollt gleich hingehn un Pofeschen von den Bismarck neme. Er is auch hingange is aber auch gleich widder reuhde komme un hot gefagt, der Ländlord wär da un der wollt ihn nit ehnder aufmache lasse, als bis die Rent bezahlt wär. Der annere Keller wär ihn noch hunnert Dahler for Rent schuldig un er deht auch fünf

unzwanzig Dahler for en Monat in Etwohng frage. Bei Gaid, was hat mich das anwer so mühd gemacht! Do kann mer sehn, was es for Schwindlers gewese duht! Well, ich hen auch noch hunnert un fünf un zwanzig Dahler bezahlt for daß der Phil nids von ausgefunne hat. Jetzt hen ich gedent, is aller Trubel aus den Weg, amwer is en Bismarck ge- wese. Ich sin selbst emal nach den Schoh gange un da hen ich dann aus- gefunne, daß der Karlie nit ehnder starte konnt bis daß die Bill for die Elektrizität bezahlt wär un die hat auch noch zu fünf un dreißig Dahler emautet; well, ich hen auch das be- zahlt, amwer Se könne mich glauwe, mich hat das Herz gebat. Wenn es en Mensch so gut mit seine Rinner meine duht un mer werd auf alle Seite gebildet, ei tell juh, so ebbs duht weh. Ich hen auch nit mehr da bleiwe könne. Ich hen gedent, jetzt kann es gehn wie es will, ich kann es nit mehr stende un ich geh jetzt gar nids drum was aus den Bismarck werd. Well, ich sin heim gange un do hen ich mich hingehockt un hen gezeimt wie e Wahs. O, ich sin so sohr, wie alles un for ebaut e Woch will ich gar kein Mensch mehr sehn, bitahs ich sin fid un teiert von alles was sich Mensch heiße duht. Mit bestie Riegarde Yours Lizzie Hanffengel.

Vom Kasernenhof. Unteroffizier: „Einzigerer Mehl- mann, Sie brauchen sich gar nicht so viel darauf einzubilden, daß Sie „Doctor juris“ sind! Hätte ich stu- dirt, wäre ich vielleicht jetzt auch so ein Kameel wie Sie.“

Er kann nichts verlieren. Herr: Nun, Fritz, wohin so schnell? Fritz: Zum Kaufmann, ich soll Einkäufe besorgen.

Herr: Das ist hübsch von dir. Ver- liere nur das Geld nicht. Fritz (stolz): O, ich verliere nie Geld — der Kaufmann gibt uns auf Pump!

Zartfühlend. Mann (der auf vier Wochen in's Gefängnis abgeführt wird, zu seiner Frau): Weine nicht, Schach! Die vier Wochen laufen rasch! Frau: Deshalb ja gerade!

Der Grund. A.: Sieh mal, das Fräulein dort, was das für eine eigenthümliche Kopf- haltung hat, ganz schief. B.: Es wird ihr halt Einer den Kopf verdreht haben.

Verabingung. Frau: „Oh, lieber Kapitän, denten Sie bloß, wenn ich nun sekrant werde! Was soll ich denn thun?“ Kapitän: „Da brauchen Sie gar nichts zu thun, das kommt von sel- ber!“

Berichtigung. „Nun ist mein neuestes Lustspiel doch nicht ausgepiffen worden.“ „Haben Sie schon einmal jemand im Schlaf pfeifen hören?“

Gute Zeiten. Herr: „Ich habe nur eine Mark bei mir; wenn Sie neunzig Pfennige herauszahlen können...“ Weiler: „Geben Sie her!... Heut' kommen aber auch alle meine Kun- den mit großem Geld!“

Eine Kabelnachricht meldet, daß die Damenhilfe im nächsten Winter kleiner werden sollen. Auch die Preise?

Der Weg zur Schönheit. Herr: „Ich habe nur eine Mark bei mir; wenn Sie neunzig Pfennige herauszahlen können...“ Weiler: „Geben Sie her!... Heut' kommen aber auch alle meine Kun- den mit großem Geld!“

„Ich sage dir, das Beste ist, früh zu heiraten. Als ich mich verheiratete, war ich auch ein so schmätziges, schlächteres Jüngling. Na, schau mich jetzt an!“



Schwacher Trost. Richter: „Von den viertausend Mark, die Sie dem Angeklagten am- vertraut, haben Sie nichts abkom- men?“ Zeuge: „Keinen Pfennig!“ Angeklagter (eimerfend): „Er kriegt aber doch jetzt zwei Mark Zeu- gengel.“



Richter: „Von den viertausend Mark, die Sie dem Angeklagten am- vertraut, haben Sie nichts abkom- men?“ Zeuge: „Keinen Pfennig!“ Angeklagter (eimerfend): „Er kriegt aber doch jetzt zwei Mark Zeu- gengel.“



Richter: „Von den viertausend Mark, die Sie dem Angeklagten am- vertraut, haben Sie nichts abkom- men?“ Zeuge: „Keinen Pfennig!“ Angeklagter (eimerfend): „Er kriegt aber doch jetzt zwei Mark Zeu- gengel.“

Chovare Insekten. „Bat de een ni mag, is des anner fin best Kost“ lautet eine alte nieder- deutsche Redensart, und fürwahr: es ist ein großes Glück, daß es so ist, denn wenn die Menschheit, wie die Raupe des Seidenspinners, nur eine einzige Speise genieße, alle über- rüben aber verschmähen wolle, — sie wäre gewiß schon längst aus Nahrungsmangel zu Grunde ge- gangen. Es gibt ja unter den Kul- turmenschen sonderbare Feinschmeder, welche Treppens, aus Speichel be- stehende Vogelnester und — Schnepfen- dret, dessen Inhalt aus halberdauten Mistkäfen und Würmern besteht, für eine große Leckerei halten, und doch bleiben sie weit hinter den Chinesen zurück, die aus zwei Jahre lang ver- gabenen Eiern, Regenwürmern und gemästeten Seidenraupen allerhand Gerichte zu bereiten wissen. Bei den Naturvölkern geht es in dieser Bezie- hung erst recht sonderbar zu: sie essen eben alles, sogar Insekten.

In unseren Kellern und Pferdestäl- len, überhaup an dunklen Orten, wird bisweilen ein Käfer gefunden, der nach seiner tiefschwarzen Farbe im Volks- munde der Todtenkäfer heißt. Er hat im Orient einen größeren Verwandten, der von den ägyptischen Frauen als ein „Mittel zur Verschönerung der Büste“ hoch geschätzt und eifrig gesammelt wird. Sie legen die gerösteten und zer- quetschten Käfer in reine Butter, thun Honig, Sefamol und wohlriechendes Gewürz hinzu und verspeisen das ganze mit Vergnügen. Auch die Tür- kinnen, die betanntlich erst dann als schön gelten, wenn sie eine überreife Körperfülle erlangt haben, essen diesen Käfer, nachdem sie ihn in Butter ge- tocht haben, aus demselben Grunde.

Lebende Maitäfer werden in Deutschland oft von Kindern gegessen. Betannt ist die Geschichte, wie ein Sohn seinen Vater fragt: „Vater, ha- ben Brombeeren oder Beene?“ — „Ne, mein Junge!“ — „Na, dann habe ich eben einen Maitäfer gegessen.“ Sie ist nicht nur nicht wahr, — das wird ja auch kaum jemand verlangen — son- dern nicht einmal gut erfunden, denn zur Zeit der Brombeerreife gibt es längst keine Maitäfer mehr. Die Ma- trolen der im Rietler Hafen liegenden russischen Kriegsschiffe aßen, wenig- stens früher, mit großem Vergnügen Maitäfer, die ihnen von der Stra- ßenjüngend massenhaft geliefert wur- den. In alten Doktorbüchern werden eingezuderte Maitäfer als Magen- stärkung und Maitäfersuppen beson- ders für Genesende empfohlen. Diese Suppen werden noch heute in Italien gekocht und gern gegessen.

Die Papua aus Neu-Guinea essen verschiedene große Käfer und deren Larven. Keine Käferlarve ist aber so verühmt geworden, wie die des Palm- bohlers, die in Südamerika und West- indien als Lederbissen außerordentlich geschätzt wird, über die Jucht und Zu- bereitung dieser Delikatesse berichtet die „Insektenbörse“. Der große Käferlä- ser legt seine Eier in Palmenstämme, namentlich in die der Aretopalme. Um ihm dies Geschäft zu erleichtern, hat man die Bäume mit der Art an, so daß er ohne Hindernisse bis an das Mark gelangen kann. Die aus den Eiern austreichenden Larven freffen werden fingerbild. Jetzt müssen sie aus dem gefällten und gespaltenen Baume herausgenommen werden, denn wenn man den rechten Zeitpunkt veräumt, gehen sie zur Verpuppung in die Erde. Die gesammelten schwarzköpfigen fet- ten „Würmer“ steet man auf einen kleinen Holzstich, bestreut sie, sobald sie über dem Feuer heiß werden, mit einer Mischung von geriebenem Brot, Salz, Pfeffer und Mustatnuh, wobei sich mit dem ausschwindenden Fett eine schöne Kruste bildet, und richtet sie, wenn sie völlig gar sind, mit Zitronen- oder Pomeranzentunte an. Sie gleichen dann einen Klumpen Kapaunfett, der von einer dünnen Haut umhüllt ist. Sie sollen selbst dem Europäer, der seinen Widerwillen überwinden kann, vortreflich schmecken.

In allen Gegenden, wo Heuschreden, besonders die Wanderheuschrede, ver- heerend aufzutreten, ist das Heuschred- enses Landesstü. Daraus darf man gewiß mit Recht den Schluß ziehen, daß die Bewohner der verheerten Län- der zuerst aus Noth diese Thiere ver- speist haben. Dem Fremden, der heute ein Duar (Zeltdorf) der Araber besucht, wird außer Datteln, Mehl und Wasser ein Kuchen angeboten, der Tschete heißt und aus gebröckten und gemahlenen Heuschreden gebaden wird. Europäer, die davon aßen, fanden ihn wohl- schmeckend und keineswegs ekelere- gend. Frisch zubereitete Heuschreden haben einen grasartigen Geschmack. In Afrika bilden diesererbithere soju- sagen das Nationalgericht der Neger- völker. Am Senegal werden die gro- ßen auf Kohlen geröstet, die kleinen zerstoßen und mit Milch zu einem Brei angerührt. Einige Stämme kneten Heuschredemehl mit Butter und baden daraus eine Pastete, andere mi- schen Dattelmehl mit gemahlenen Heu- schreden oder essen sie gebraten wie echte Frankfurter Würstchen zum Reis. Ein Duareg ist zu einer Mahlzeit mit Leichtigkeit seine 200 bis 300 frische oder geröstete Heuschreden, als wären es lauber abgemachte Seetraben. Das Sprüchwort „In der Noth frist der Teufel — fliegen“ ist durchaus nicht so abgeschmackt, wie es zu sein scheint, denn es gibt in den Tropen

ganze Völkerschaften, die sich zu einer gewissen Zahreszeit ausschließlich von fliegen ernähren. Die Narrinjuri- Indianer verpeisen, wie unsere Fein- schmeder die Käsemaden, mit großem Vergnügen die fetten Maden einer Rinderbiefstige. Von den Midienessern in Afrika berichtet Livingston folgendes: „Ein- nen Teil des Jahres haben die nördli- chen Eingeborenen am Kapassafe eine Ernte, die ihnen eine ganz besondere Nahrung liefert. Wir bemerkten vor- uns Wolken von Rauch, der aus mei- lerweit brennendem Gras“ aufstieg. Sie bogen sich in südlicher Richtung, und wir glaubten, daß das noch un- sichtbare Land an der gegenüberlie- genden Seite sich aufschloße und daß wir dem Ende des Sees nahe wären. Am nächsten Morgen segelten wir durch eine solche Wolke hindurch und entde- cten, daß es weder Rauch noch Nebel, sondern Millionen winzig kleiner Mücken waren, die Kungo genannt werden. Sie füllten die Luft bis zu einer unermeßlichen Höhe an und wim- melten auf dem Wasser, da sie so leicht waren, um hineinzufinken. Des Nachts sammelten die Leute die kleinen Insek- ten und tochten sie zu einem dicken Kuchen ein, um ihn als Lederbissen zu essen. Ein Kungotuch enthält Mil- lionen von Mücken. Der uns angebo- tene hatte eine sehr dunkle Farbe und schmeckte dem Kaviar oder eingefalze- nen Heuschreden nicht unähnlich.“

In Südamerika und Afrika werden Ameisen und Termiten in großen Mengen gegessen. Junge Indianer in Brasilien lassen sich lebende Ameisen in den Mund laufen und verspeisen sie mit Behagen. Gebämpfte und gerös- tete Ameisen werden auf den Märkten in Südamerika feilgeboten. Besonders beliebt sind in dieser Beziehung die fetten Bistenameisen oder Sauba, die sonst zu den schädlichsten Kerbtieren gehören, weil sie die wertvollsten Bäu- me ihrer Blätter berauben. Den In- dianern gelten die mit Eiern angefüll- ten Leiber der Weibchen als größte Lederbissen; man beißt sie ab und isst sie wie Radieschen mit Salz. Nach ei- ner reichen Ernte werden sie mit Sy- rup angerichtet oder mit Salz geröstet und sollen in dieser Form, da sie wie Leberwürst schmecken, selbst den Euro- päern munden. Auch auf den indisi- schen Inseln ist das Termitenessen all- gemein. Unter den Insekten wird aus den sonst so schädlichen weißen Amei- sen (so werden die Termiten vielfach genannt) ein beliebtes Gericht herge- stellt. Die Männchen und Weibchen bekommen in ihrem letzten Entwick- lungstadium Flügel und fliegen Abends in großen Mengen um den Lichtschein herum. Die Eingeborenen setzen nun eine Schüssel mit Wasser unter ein Licht, das, darin zurückge- worfen, die Thiere anzieht. Sie wer- den aus dem Wasser gesammelt, ihrer Flügel beraubt, geöstet oder mit Mehl zu einer Art Kuchen gebaden und so gegessen. Ihr Geschmack soll annä- hernd der von Mandeln sein.

Der erste Eroberer der Luft.

Während man allgemein die Brüder Montgolfier als die ersten ansieht, die das Waagniß der Eroberung der Luft unternahmen, nimmt Paul Hérem im „Gil Blas“ die Priorität der Erfin- dung des Luftschiffes für einen Bra- silianer in Anspruch, der gegen 1685 ge- boren wurde, und der Gusmao hieß. Er war von den Jesuiten erzogen wor- den und kam mit 15 Jahren nach Euro- pa. An der Universität in Coimbra erwarb er den Grad eines Doktors des kanonischen Rechts, der ihm den Weg zu den geistlichen Würden öffnete. Er wurde dann Almosnier des Königs Johann V. von Portugal, den man den Mönchsönig nannte, und ließ sich durch die Freundschaft und die Borse des Königs verleiten, die dornerische Laufbahn des Erfinders einzuschlagen. So geschah es, daß er im Anfange des Jahres 1709 dem König mit einer merkwürdigen Denkschrift die Bitte unterbreitete, ihm für eine Erfindung ein Patent zu erteilen, die er wie folgt be- schrieb: „Ich habe ein Mittel entdeckt, um mich in der Luft in der Weise zu bewegen wie es zu Lande und zu Was- ser gang und gäbe ist, nur erreicht man mit meinem Beförderungsmittel eine ungleich größere Geschwindigkeit. Meine Maschine kann 200 Meilen pro Tag und selbst mehr leisten.“ Er zählt dann mit lebenswüthiger Ravität alle Vortheile auf, die seine Erfindung zu bieten vermag: „Der König würde dann in der Lage sein, seinen Armeen die wichtigsten Mittheilungen, den fern- sten Ländern die eiligsten Befehle ohne Zeitverlust zukommen zu lassen, die Kaufleute würden unter den Augen des Feindes den belagerten Plätzen Geld und Lebensmittel zuführen kön- nen, man würde die Länder am Pol entdecken, kurz, der Ruhm für den Kö- nig und die Portugiesen würde keine Grenzen kennen.“ Am 17. April 1709 ließ Johann V. dem Priester Gusmao das gewünschte Patent ausfertigen, be- willigte ihm eine lebenslängliche Pen- sion, ernannte ihn zum Kanonikus und berief ihn gleichzeitig auf den Lehrstuhl für Mathematik an der Universität Coimbra. Gusmao zögerte nicht, seine Flugmaschine öffentlich vorzuführen. Am 5. August desselben Jahres be- gab sich Johann V. mit seinen Hofsta- ten nach der „Casa da India“ in Lissa- bon. Eine ungebuldige Menge harte hier erwartungsvoll der Dinge, die da kommen sollten. Endlich erschien auch der Abbt mit seinem Apparat. Unter dem Abbt eben ermutigenden Schwei-

gen des Publikums schritt er zum Werk. Nach kurzer Vorbereitung hob sich die Luftmaschine vom Boden und stieg langsam bis zum Dachfirst des Schlosses empor. Hier blieb sie einige Zeit in Ruhe, stieß dann aber, als sie sich zum weiteren Aufstieg erheben wol- le, an einem Vorsprung des Mauerfries- ses. Der Anprall wurde ihr verhäng- nißvoll. Die Maschine fiel schwer be- schädigt mitten unter die verwundernten Zuschauer. Die Menge zweifelte nun nicht mehr, nahm dafür aber um so lei- denschaftlicher Partei gegen das Werk des priesterlichen Erfinders. Ganz Lissabon sprach nur noch von dem apo- kalypitischen Ungeheuer des Abbt's. Man höhnte den armen Mann in allen Tonarten. Angestrichelte Leute sahen mit scheelen Augen auf den Zauberpriester, der da mit Hilfe des Teufels die Gren- zen des menschlichen Erkenntnißvermö- gens zu verkrüden verfuhte. Man erzählte sich gar gruselige Geschichten von dem Erfinder. Man wollte ihn des Nachts in Beredung mit dem Bösen ge- sehen haben, und selbst in den Gemä- chern des Königs wurde Gusmao ganz offen als Zauberer behandelt. Kurz, der unglückliche Priester konnte sich gar nicht mehr öffentlich blicken lassen und flüchtete sich mit seinem unverdammten Meisterwerke in die Einsamkeit. Der König selbst rief angegriffen der erreg- ten öffentlichen Meinung seinem Schül- ling, seine Verluhte einzustellen. So blieb denn die Erfindung liegen, und es erklärt sich deshalb auch, daß die Sache in der Welt so wenig Aufsehen machte. Gusmao nahm dann seine Vorlesungen an der Universität wieder auf und wurde später in geheimer Mission nach Rom zu Clemens XI. geschickt. Seine Abwesenheit benutzten seine Feinde, um ihn beim König vollends in Mißtrebit zu bringen. Da ihn überdies auch die Inquisition, die ihn bereits als sichere Beute betrachtete, überwachen ließ, so erkaufte den braven Mann schließlich die Angst. Im September 1724 floh er heimlich, ohne jemanden ins Geheim- niß zu ziehen. Immer seltener hörte man etwas von Gusmao, später erfuhr man dann, daß er seine Tage in einem Hospital in Toledo beschloffen habe, und daß ihm die Bruderschaft vom Heiligen Peter aus Mittel eine Grabstätte in der Kirche Saint-Romain vergönnt habe. In der Nationalbibliothek von Paris findet sich im fünften Bande der Stichsammlung noch die Zeichnung der Gusmaoschen Flugmaschine, das einzi- ge, was von der Erfindung übrig ge- blieben ist, die die Brüder Montgolfier 58 Jahre nach dem Tode des brasilianischen Priesters in Avignon in re- neuer Gestalt wiederersehen ließen, wobei es als gewiß gelten darf, daß ih- nen die Erfindung Gusmaos unbe- kannt geblieben ist.

Das Fett in der Nahrung des Menschen.

Es ist noch lange nicht gebührend bekannt, daß bei der Ernährung des Menschen das Fett eine überaus wich- tige Rolle spielt, und daß die Zufuhr fetthaltiger Speisen eine unerläßliche Nothwendigkeit für ihn ist. Fett ist zur Verdauung, zur Wärmeentwicklung durchaus nothwendig, es thut viel da- zu, die Kraft und Lebensenergie des Menschen zu erhöhen, es beugt sogar gewissen Krankheiten erfolgreich vor. Daß Leberthran bei Strophulose, fülpe Sahnne bei Blutarthrit, Magen- schwäche, Reizung zur Lunastmünd- lichte etc. die wirkungsvollsten Mittel sind, wird von allen Ärzten aner- kantt.

Nun aber beschränken sich die meis- ten Leute mit ihrer Fettzufuhr auf die Butter, die sie theils mit ihrem Brot, theils in den gekochten Speisen zu sich nehmen. Allerdings ist ja die Butter durchaus nicht zu verachten, denn sie ist jedenfalls das wohlgeschmeckteste von den uns zugänglichen Fetten, allein sie ist auch so ziemlich das theuerste u. zu gleicher Zeit das am wenigsten fetthal- tige von unseren Fetten. Olivenöl, Leinöl, Schweineschmalz, Gänse- schmalz, Talg — alles hat mehr wirt- lichen Fettgehalt.

Aber auch das Fett am Rindsfleisch, Hammelfleisch, Schweinefleisch etc., das die allermeisten Menschen nicht mitessen, sondern beiseite schieben, ist als Nahrungsmittel außerordentlich werthvoll und nicht ebensoviele auf dem Aufbau des jungen, sich entwickelnden Körpers, wie zur Erhaltung des fertigen, bejaheten. Wenn die Hausfrau sich auf ihren Vortheil verläßt, so drängt sie beim Einkauf den Fleischer nicht, ihr das Fett sorgsam wegzupu- zen, und nehme nicht nur das ma- gere Fleisch mit nach Hause, sondern auch den Fettrand. Sie thäte ihren Hausgenossen und sich selber den besten Dienst damit — namentlich im Win- ter, weil Fett eben Wärme spendet.

Ueberhaupt aber befördert Fett die Verdaulichkeit der sonstigen Nah- rungsmittel. Erbsen, Reis und alle Hülsenfrüchte zum Beispiel sind höchst schädhare Speisen; aber ohne beträcht- liche Fettzufuhr sind sie für die Bedürf- nisse des Körpers ungenügend. Eben- so alle Kohlartern, überhaupt alle Ge- müse, auch Kartoffeln. Nicht man ihnen dagegen Fett in gehöriger Menge zu — Uebermaß ist natürlich zu ver- meiden —, so befriedigen sie die Be- dürfnisse des menschlichen Organism- us, sie werden verdaulich, bekömmlich und schmackhaft. Liefert seines Fettreichthums halber das Schwein an sich das empfehlens- wertheste Fleisch, so gilt das vom Speck in besonderer Maße. Geräucherter Speck bereinigt Wohlgeschmack und

Verdaulichkeit mit ungewöhnlich ho- hem Fettgehalt. Er bietet den relativ höchsten Geh an reinen, zuträglichen Nährstoffen. Wollte 90 Prozent des Speckes gehen, wenn gut gefant, in Fleisch und Blut des Menschen über. Man sollte daher dem Speck, dem fet- ten sowohl wie dem „durchwachsenen“, weit mehr Beachtung schenken, ihn weit mehr bei Bereitung der Haus- mannschaft verwenden, als jetzt ge- schieht.

Besteht ein wesentlicher Unterschied in der Wirkung kalter, heißer oder indifferenten Wasseranwendungen?

Als man das Wasser als hebeutfa- men natürlichen Heilfaktor wieder ken- nen und schätzen lernte, gebrauchte man einseitig Kaltwasseranwendungen. Doch bald zeigten sich die Schäden sol- cher nicht individualiserten Applika- tionen. Besonders Fehrfantheiten und Nervenleiden vertragen schroffe Kaltwasserkuren schlecht. So kam es, daß man dem lauen, warmen oder gar heißen Wasser seine Aufmerksamkeit zuwandte. Das Endergebnis war, daß kalte und heiße Anwendungen nur in der Temperatur, nicht aber in der Wirkung sich unterschieden. Professor Winterh-Wien nennt die Wirkung des Kaltwassers sekundär, die des Wär- merwassers primär und begründet das damit, daß er sagt: Beide Applikatio- nen bewirken eine Ueberblutung (Hy- perämie) der Haut, beim Kaltreiz tritt Hyperämie aber erst als Reaktion auf (d. h. infolge Kaltreiz) tritt eine Kon- traction der Blutgefäße ein, danach also sekundäre Hyperämie, beim Wär- merreiz unmittelbar (das heißt infolge des Wärmerreizes findet Erweiterung der Hautgefäße und damit Hyperämie statt). Der durch die Anwendung der künstlichen Hyperämie bei Wunden rühmlichst bekannte Professor Bier- Berlin läßt allerdings eine so strenge Unterscheidung nicht gelten, immerhin läßt sich eine unterschiedliche Gefäß- spannung nicht leugnen. Sache des Arztes ist es nun, nach dem jeweiligen Krankheitsbilde und konstitutionellen Zustande kalte oder heiße Wasseranwendungen zu verordnen. In der Reizwirkung sind beide gleich, sie rufen schließlich eine intensive Durchblutung der Haut hervor, regeln den Blutdruck durch zweckmäßige Entlastung der inneren Organe, führen eine bessere Er- nährung der Nerven und eine Beschlei- unigung des gesamten Stoffwechsels durch verhärtete intraorgane Verkren- nung herbei. Wie sieht es nun aber mit den indifferenten Wasseranwen- dungen, d. h. solchen, die Körpertempe- ratur haben (etwa 27 Grad C)? Man hat sie indifferent genannt, weil ihre Reizwirkungen gegenüber dem Körper fast neutral, gleichgültig, nicht verfüh- rend erscheinen. Deshalb sind sie be- sonders bei Kranten angezeigt, die kei- ne Reize vertragen, so bei Alters- schwäche, Phtisis, Anämie, Neurasthe- nie. Besonders bei lehtiger wirken die indifferenten Anwendungen Wunder: sie beruhigen, bringen Schlaf, beseiti- gen unangenehme Gefühle und Schmer- zen, kurz, sie üben einen überaus gün- stigen Einfluß auf die verschiedenen nerbösen Zustände und damit auch auf die Psyche. Am augenscheinlichsten ist der Erfolg in den psychiatrischen Kli- niken, mo indifferente Dauerperatura- ren oder Bäder leicht Erregte bis Toblich- tige beruhigen, was Zwangsidee und Toblichstzelle nie vermocht haben. So schwach aber die Reize indifferenten Temperaturen sind, sie genügen doch, um einen günstigen Einfluß auf die Hautgefäße, die Blutjirkulation, Ner- venfähigkeit, den Stoffwechsel (Be- schleunigung der intraorganen Ver- brennung und Nierentätigkeit und At- mung auszuüben. Das zeigt sich nach dem Bade in Reizung zur Sarnentlee- rung, zu Stuhlgang, zu Gähnen und tiefem Atmen, in Hungergefühl, in ge- steigertem Kraftgefühl. Daher sagen wir e nach einem Bade ganz richtig: ich fühle mich wie neugeboren. Schlaf- losse merken eine angenehme Müdigkeit und erhalten den langersehten Er- quidungsschlaf auf unschädliche Weise, wie es Gifte (Chloralhydrat, Veronal, Urethan) nie vermögen.

Es ist charakteristisch für unsere Zeit, daß fast alle neuen Erfindungen zunächst auf ihre Verwendbarkeit im Kriege geprüft und darnach beurteilt und bewertet werden.

Die Franzosen tun wieder einmal, als hätten sie ohne Englands Erlaub- nis in Europa wirklich etwas zu sagen.

Und wenn die Wahlkampagne noch so heiß wird, die Kohlen werden nicht billiger.

In Chicago will man ein vierzehn- stödiges Schulgebäude errichten. Die oberen Stockwerke werden natürlich für höhere Töchter reserviert.

Ge Witt: „Sind Sie ein Freund vom Jmpfen?“ — „Ge Witt: „Ganz gewiß. Es hat meine Tochter fast eine ganze Woche vom Klavier ferngehalten.“